



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Christian Kling : eine Episode aus der nassauischen Kriegsgeschichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Christian Kling.

Eine Episode aus der nassauischen Kriegsgeschichte.

In dem nunmehr glücklich beendigten Kriege hat auch die nassauische Armee ihren Ehrentag gehabt. Es ist der Tag der Schlacht bei Zorn; und damit verhält es sich so:

Die nassauischen Truppen waren auf Befehl des Bundestages zu dem achten Bundesarmeecorps unter Prinz Alexander von Hessen gestoßen und lagen in der Nähe von Frankfurt. Die Bundestagsarmee war dem ihr gegenüberstehenden salkensteinischen, später manteuffelschen Corps an Zahl weit überlegen. Die Preußen suchten deshalb die einzelnen Contingente der Reichsarmee durch allerlei Neckereien möglichst auseinander zu zerren und dadurch das Hauptcorps zu schwächen. Mit wiederholtem und glücklichem Erfolg wurde dies Manöver gegenüber Nassau und Hessen-Darmstadt angewandt. Zeigten sich ein paar preussische Landwehrmänner in Bingen, dann verließ das hessen-darmstädtische Contingent, verstärkt durch Destreicher, das achte Armeecorps, um nach Bingen zu eilen. Telegraphirte ein Spatzvogel von Bad Ems, es seien dort 15,000 Mann Preußen eingerückt und hätten dann die Richtung nach Wiesbaden eingeschlagen, so verabschiedete sich der nassauische Generalbrigadier bei dem Prinzen Alexander und eilte mit den zwei nassauischen Regimentern auf das Plateau zwischen Rhein und Lahn. Als ein paar preussische Landwehrlente den Domanialweinkeller in Rüdelsheim leerten, verließ die nassauische Brigade das deutsche Reich, um den nassauischen Wein zu retten. Nicht weniger als siebenmal haben die Offiziere von ihren Familien, die Soldaten von ihren Geliebten in Wiesbaden ahnungsgrauend und todesmuthig Abschied genommen, um nach wenigen Tagen von Frankfurt aus wieder zu erscheinen und alsbald die Scene des Abschieds zu erneuern.

Bei einer dieser zahlreichen, stets unblutigen Expeditionen hatte sich die nassauische Brigade auf der „hohen Wurzel“, einem waldreichen Berge zwischen Wiesbaden und Bad Schwalbach, aufgestellt. Ihr kriegerischer Muth schien indeß weniger gegen die Preußen, als gegen „den Fortschritt“ gerichtet zu sein. Unter dem „Fortschritt“ verstanden nämlich die Soldaten in Folge der ihnen erteilten Belehrung die nationale Partei in Nassau, welche damals die Majorität in der Ständeversammlung besaß und trotz wiederholter Anforderungen der Regierung die Mittel zur Führung eines Kriegs für Oestreich und gegen Preußen verweigert hatte. Man hatte den Soldaten, die man sorgfältig von der übrigen Welt abzuschließen wußte, eingeredet, der Landtag habe das Geld für

die Löhnung und Verköstigung der Soldaten verweigert, derselbe wolle die Truppen verhungern lassen; auch wolle er nichts für Fuhrwerke zahlen und deshalb müsse der Soldat den „Affen“ und das übrige schwere Gepäck selbst schleppen. Glaubhafte Personen wollen mit eigenen Ohren gehört haben, wie die Unteroffiziere die Soldaten aufforderten, die Führer der liberalen Landtagsmajorität, die Herren Braun und Lang, umzubringen; „es sei,“ fügten die Unteroffiziere hinzu, „zwar kein directer Befehl, aber es werde gern gesehen, jedenfalls werde dem, welcher es thue, kein Haar gekrümmt werden, — im Gegentheil.“ Daß die Soldaten trotzdem keine Excesse verübten, beweist, daß sie besser waren als ihre Vorgesetzten. — In Bad Schwalbach, wo die Eltern und Geschwister des Abgeordneten Lang wohnen, schrieb ein nassauischer Major, Namens Otto Schwab, in Gegenwart von Verwandten Langs: „Alles, was den Namen Lang führt, muß gehängt werden!“ — Ein wiesbadener Kaufmann Fritz Eugenbühl wollte, mit einem ordnungsmäßigen Passirschein der Militärbehörde in Wiesbaden versehen, durch die Truppenaufstellung durchfahren, um seine Frau abzuholen, die in Bad Schwalbach Brunnen trank und ihren Aufenthalt wegen der drohenden Kriegereignisse abzukürzen gedachte. Der dienstthuende Offizier wies ihn zurück. Eugenbühl berief sich auf seinen Passirschein. Die Antwort lautete: „Für einen andern wäre dieser Schein allerdings gültig, aber für Sie nicht; denn Sie haben bei den Landtagswahlen für den Fortschritt gestimmt, alle Fortschrittsleute sind Verräther.“ (Dazu verdient in Klammern bemerkt zu werden, daß bei den letzten Wahlen, Juli 1865, vier Fünftel des ganzen Landes ebenso gestimmt hatten, also nach jener militärischen Theorie alle Verräther und somit von dem Gebrauche der mit ihrem eigenen Gelde gebauten Landstraßen ausgeschlossen waren.) Herr Eugenbühl mußte umkehren. Glücklicherweise kannte der Postillon, der ihn fuhr, das Terrain besser als die Herren Offiziere. Nachdem er aus ihrem Gesichtskreis war, bog er in den Wald ein und brachte auf einem Holzwege, den man zu besetzen vergessen hatte, Herrn Eugenbühl glücklich nach Bad Schwalbach.

Dort kam derselbe noch grade zurecht zu einem Scharmügel. Vier preussische Husaren waren recognoscirend nach Schwalbach gekommen. In dem „Ruffischen Hof“, dessen Eigenthümer, Herr Wilhelm Lang, ein Bruder des Abgeordneten Lang ist, hatten sie ein Glas Bier getrunken und waren dann weiter nach Schlangenbad geritten. Ein nassauischer Polizeieigensdarm verrieth das nassauische Truppen. Zwei Abtheilungen der letzteren stellten sich an dem obern Ende von Schwalbach auf. Die wieder zurückreitenden preussischen Husaren hatten kaum die Bajonnete blinken sehen, als sie ihren Pferden die Sporen einsetzten und mit gespanntem Pistol und gezogenem Säbel in gestrecktem Carrière durch die nassauische Infanterie mitten hindurchsausten. Die letztere feuerte zahllose Schüsse ab. Die Kugeln schlugen in die Häuser, einem Badegast wurde

fogar zwar nicht sein eigenes, wohl aber das linke Bein seiner Hosen von einer nassauischen Spitzkugel durchbohrt. Alle Kurzgäste ergriffen die Flucht. Aber die fecken Reiter wurden nicht getroffen. Nur dem einen schlug eine nassauische Kugel ein Stückchen Holz von dem Schaft seiner Pistole ab. Die Husaren retteten sich durch ein kühnes Reiterstück. Sie sprengten einen steilen, terrassenartigen, alten Hohlweg hinab, auf dem auch der Sattelfesteste den Hals hätte brechen können. Einer von ihnen rief während dieses gewagten Rittes einem schwalbacher Einwohner zu: „Grüßen Sie mir N. N., ich bin der Fabrikant B — — von Elberfeld!“ Das ist das Volk in Waffen. Ein Millionär, der hunderte von Arbeitern beschäftigt, reitet wohlgemuth als toller Husar in der Welt herum.

Das war die Schlacht bei Schwalbach. Des andern Tages war die Schlacht bei Zorn, einem Dörfchen auf dem Plateau zwischen Wisper und Lahn. Es war am 13. Juli 1866. Eine preußische Feldwache lag dort in einem Wäldchen. Sie war beschäftigt, eine von ihr requirirte Kuh zu schlachten und abzukochen. Diese unschuldige Kuh gab später noch Anlaß zu Verhaftungen in Wiesbaden. Die Preußen hatten sie zu einem anständigen Preise gekauft und das Geld dem Bauern baar bezahlt. Die gesinnungstüchtige Presse in Wiesbaden aber, namentlich die von einem vormaligen Dorfschullehrer im Sinne der Volksvereine geleitete „Neue“ Mittelrheinische Zeitung (die alte Mittelrheinische Zeitung hielt während der ganzen Krisis das nationale Banner mit Tapferkeit aufrecht und die mit dem Wappen des Herzogs geschmückte und von der Regierung subventionirte „Nassauische Landeszeitung“ gingen von der Ueberzeugung aus, es sei schlechthin der äußerste Grad von „Feigheit und Verrath“, die Wahrheit zu sagen und behaupteten deshalb feck, die „preußischen Räuberbanden“ hätten die Kuh „gestohlen“, zerrissen und die noch zuckenden und blutenden Stücke Fleisches roh „verschlungen“. Mehre Personen, welche an dieses kánnibalische Mahl nicht glauben wollten und behaupteten, die Preußen hätten die Kuh nicht gestohlen, sondern gekauft und bezahlt, wurden als des Verraths verdáchtig verhaftet. Namentlich hatte ein Herr Hoffmann in Wiesbaden, vormalig Verwalter des herzoglichen Jagdschlosses „Platte“, sich erkúhnt, in Betreff besagter Kuh in dem Wirthshaus die Wahrheit zu sagen, und dies war zu allerhöchsten Ohren gelangt. Als bald erhielt der Minister Prinz August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, ein achtzigjähriger Cavaleriegeneral, den Befehl, Herrn Hoffmann, der doch so viele Wohlthaten von dem Hofe genossen habe und nun so undankbar sei (die Wahrheit zu sagen), sofort in kriegsrechtliche Behandlung zu nehmen. Der alte Herr meinte, er verstehe zwar gar nichts von juristischen Sachen (gleichwohl übte er u. a. auch die Functionen eines nassauischen Justizministers), aber es wolle ihn doch bedúnken, als wenn ein Grund strafrechtlich einzuschreiten nicht vorliege. Da aber eine hohe Herrin

auf ihrem Willen bestand, so fügte sich der achtzigjährige Minister wie immer. Am 17. Juli 1866, Nachmittags 4 Uhr wurde der Schloßverwalter a. D. Hoffmann wegen seiner Aeußerung über die Kuh verhaftet und in die Kasematten von Mainz gebracht. Am 18. Juli 1866, Nachmittags um 4 Uhr rückten die Preußen ein, und Prinz Wittgenstein verließ Wiesbaden, um in den drei Mohren zu Augsburg Bundestag zu spielen. Wechsel des Schicksals!

Doch zurück nach Zorn. Ein Güterbesitzer aus der Nähe belauschte die preußische Feldwache, welche sich ganz sicher glaubte, bei ihrer „kannibalischen Mahlzeit“ und verrieth sie den Nassauern. Ein Theil der letzteren schlich sich hinten herum durch die Wälder. Ein kleinerer Trupp gerteth auf den wirklich sündreichen Einfall, sich in den leeren Gilwagen zu setzen und so unbemerkt in die Nähe der Preußen zu gelangen. Die letzteren, von beiden Seiten zugleich attackirt, ohne Waffen, in Hemdsärmeln, ergaben sich. Es waren neunzehn Mann Landwehr zweiten Aufgebots. Sie wurden am 14. nach Wiesbaden, am 15. nach der Bundesfestung Mainz gebracht. Auf der Eisenbahn dorthin fahrend, sangen sie wohlgemuth: „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben.“

Von Mainz wurden sie nach Rastadt, dann nach Ulm und wer weiß wohin sonst noch geschleppt. Dieses sind jene gefangenen „neunzehn Preußen“ welche von der süddeutschen Presse wenigstens verzwanzigfacht und von jedem Gefecht benannt worden sind. Dieselben neunzehn Mann sind erstens in Nassau, zweitens in Aschaffenburg, drittens in Vohr, viertens in Rissingen u. s. w. gefangen worden. Alle Gefechtsplätze stritten sich um dieselben, wie die griechischen Städte um die Ehre, der Geburtsort des blinden Sängers zu sein. Es waren und blieben aber immer doch nur neunzehn.*)

Das war die Schlacht bei Zorn. Da es aber in der Reichsarmee nun einmal Sitte war, wenigstens ebenso viel „Spione“ zu fangen als Feinde, so mußte in dem kleinen Bad Schwalbach, einem Städtchen von 2,000 Einwohnern, welches das friedlichste aller Gewerbe, die Bäder-Industrie, betreibt und keine Nation vor der andern bevorzugt, sie vielmehr alle gleich freundlich aufnimmt, vorausgesetzt, daß sie Geld haben, — auch hier mußte das Bedürfniß nach Spionen, so gut wie es die vorhandenen geringen Mittel erlaubten, befriedigt werden. So forderte es ja auch die Stimme des Volkes, wie sie sich ausdrückte in der klerikalen und radicalen Presse.

In jener Stunde der Mitternacht, welche inmitten lag zwischen der Schlacht bei Schwalbach und der Schlacht bei Zorn, füllte sich plötzlich im „Russischen Hofe“ zu Bad Schwalbach das Schlafzimmer des Eigenthümers Herrn Wilhelm

*) Dieselben sind auch schon in No. 35 der Grenzboten: „Zwei Monate in der Bundesfestung Mainz“ dramatisch aufgetreten.

Lang mit bewaffneten Männern. Ein nassauischer Offizier eröffnete ihm, er sei „Kriegsgefangener“. Gleichwohl war in Nassau weder Kriegs- noch Standrecht verkündigt. Die ordentlichen Behörden, namentlich auch die Gerichte, hatten keinen Augenblick aufgehört zu fungiren. Allein der verhaftende Offizier ließ sich darauf nicht ein. Er mahnte zur Eile. Er ließ Herrn Lang nicht einmal Zeit, sich mit einem Rock und einer Kopfbedeckung zu versehen. In halbangekleidetem Zustande wurde er durch das Dunkel der Nacht nach der „Schanze“ geschleppt, einem einsamen Gehöfte auf der Spitze des Bergrückens. Dort hatte der Generalbrigadier Roth sein Hauptquartier. Er ist einer von unseren zehn nassauischen Generalen (auf 6,000 Mann) und neben dem Herrn Werren und den Generalen v. Holbach und v. Ziemiecky eine der Hauptstützen, unserer klerikal-österreichischen Camarilla, Schwabe von Geburt und durch Empfehlung der verstorbenen Herzogin Pauline, einer württembergischen Prinzessin hieher importirt. In seiner Jugend hatte er unter den Banden des Don Karlos in Spanien gedient und von diesem Prätextanten, der reichlicher mit Orden als mit Geld gesegnet war, so viel Decorationen erhalten, daß seine Brust kaum noch Platz für Weiteres hatte; man traute ihm deshalb eine außerordentliche Kriegserfahrung zu. Er erhielt jedoch später, an der Tauber und am Main, Gelegenheit, den Beweis zu führen, daß man sich geirrt habe.

Unterwegs insultirte man Herrn Lang, der ein wenig an Podagra leidet und deshalb langsam ging, mit den Worten: „Dem muß man den Kolben in die Seite stoßen, damit er schneller gehen lernt!“ Auf der „Schanze“ angelangt, wurde er dem General Roth vorgeführt, der ihn mit spanischer Grandezza empfing. Lang war begierig, den Grund seiner Verhaftung zu hören. Denn daß er der Bruder eines liberalen Abgeordneten und selber bei den ewigen Auflösungen und Neuwahlen des Landtags, welche die letzten, von Herrn Werren inauguirten Blätter der Geschichte des Herzogthums Nassau anfüllen, sehr eifrig für die liberale und nationale Sache thätig war, das konnte, obwohl er dadurch den Haß der klerikalen Camarille auf sich geladen, ihm doch nicht wohl offiziell als Haftursache bezeichnet werden. Er war sehr erstaunt, aus dem Munde des Generals zu hören, er sei verhaftet unter der schweren Anschuldigung, den preußischen Husaren eine Flasche Bier verabreicht und sich dadurch des Verdachtes der Spionage verdächtig gemacht zu haben. Glücklicherweise vermochte Herr Lang sofort nachzuweisen, daß er zu der Zeit, als jene Husaren in seinem Hause tranken, gar nicht daheim war; und da er auch nicht unterließ, in sehr ernster und eindringlicher Weise den General an das „Hodie mihi, cras tibi“ zu erinnern, so wurde ihm die Freiheit wiedergegeben, mit der Erlaubniß, durch das Dunkel der Nacht und der Wälder seinen Heimweg zu suchen. Das geschah in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli.

Am Nachmittag des letztgenannten Tages aber wurde der reichsübliche Spionensfang mit erneuerten Kräften wieder begonnen. Wir hatten Gelegenheit, den Hergang aus dem Munde eines der Opfer erzählen zu hören, dessen Namen wir unserer Aufzeichnung vorgesetzt haben. Herr Christian Kling, ein in allgemeiner Achtung stehender Mann, von etwa 54 Jahren, ist Besitzer eines Badehauses, „zum Kranich“ in Schwalbach und Rechner oder Kämmerer der Stadtgemeinde. Er war eines der trotz wiederholter Auflösungen stets wiedergewählten liberalen Mitglieder des Landtages von 1866, der so tapfer den vereinigten Drohungen einer verblendeten Regierung und eines bethörten Pöbels widerstand und sich dadurch, — wie man jetzt, freilich erst jetzt, allgemein anerkennt — das Land zum größten Danke verpflichtet hat. Ehemals Lehrer, vereinigt Herr Kling mit einem gebildeten Geiste ein versöhnliches, fast weiches Gemüth. Er ist ein Mann, der vielleicht Gegner haben kann, gewiß keine Feinde haben sollte, der aber gleichwohl zum Gegenstand falscher Denunciationen ward in einer Zeit, wo eine noch so unbegründete Denunciation eine begründete Anwartschaft auf standrechtliche Behandlung gab.

Dieser Herr Kling also erzählt seine ersten Schicksale im Folgenden mit eigenen Worten:

„Am Nachmittag des 13. Juli war ich mit einigen Freunden in dem Ruffischen Hof in Schwalbach. Da erschien der Landjägerwachtmeister Schmidt, bekannt durch seine Wahlumtriebe und seinen bei dieser Gelegenheit kundgegebenen politischen Parteifanatismus. Er trat auf mich zu mit den Worten: „Herr Kling, Sie möchten doch gleich einmal zu dem Herrn Amtmann Güll kommen.“ — Ein nassauischer Amtmann ist ein großer Mann. Er ist nämlich nicht allein Chef der localen Verwaltung und Polizei, sondern auch Vorsitzender des Gerichts erster Instanz, in Civil- wie in Criminalsachen. Durch diese sonderbare Stellung vereinigt sich öfters die Function des Anklägers (oder des Angeklagten) und des Richters in einer und derselben Person. Herr Güll hatte in den Wahlkämpfen der letzten Jahre stets eine sehr prononcirte Stellung zu Gunsten des Herrn Werren, der ihm die gute Pfründe Schwalbach in Anbetracht seiner nicht mit hervorragenden Fähigkeiten verbundenen starken Gesinnung verliehen hatte, und zu Gunsten des klerikal-österreichischen Systems eingenommen. Namentlich hatte er sich durch einige öffentliche Erklärungen hervorgethan, in welchen er die liberale Partei mit Ausdrücken beehrte, welche man sonst in guter Gesellschaft zu hören nicht gewöhnt ist. Infolge dieser Stellung war ich als liberaler Abgeordneter einige Male in persönliche Conflicte mit ihm gekommen, unter andern deshalb, weil er die Zusammenkünfte der Liberalen unterdrückte, verbot und durch bewaffnete Landjäger auflöste, während er selbst auf Befehl und unter persönlicher Mitwirkung seines Gönners, des Regierungsdirectors Werren, in Bad Schwalbach „Versammlungen preußenfeindlicher,

„klerikal-österreichischer Männer“ abhielt, in welchen ein wegen Verbrechen bestrafte und abgesetzte vormaliger Huissier, der gern wieder etwas werden wollte, unsaubere Spottgedichte auf liberale Abgeordnete vortrug. Der gestrenge Herr Amtmann hatte sogar durch ein eigenhändiges Circular die ihm untergebenen Bürgermeister und Dorfschulzen angewiesen, in diesen lehrreichen Versammlungen zu erscheinen und ihre Gemeindeangehörigen mitzubringen.

Außerdem habe ich Ursache zu vermuthen, daß mir Herr Güll besonders aus folgendem Grunde nicht sehr gewogen war: Der Amtmann in Schwalbach hat eine Amtswohnung nebst Garten. Dem Herrn Güll war beides veranschlagt zu 75 Gulden für das Jahr. Die Landstände fanden diesen Anschlag zu niedrig und verlangten, daß er nach Maßgabe des ortsüblichen Wohnungspreises erhöht werde. Denn bei dem bestehenden Mißbrauche stand sich die Staatskasse sehr schlecht. Die Reparatur der öffentlichen Gebäude kostete noch einmal so viel als die Bruttorente, die sie abwarfen, und das Dienststeinkommen gefügiger Amtleute, die ihren Vorstoß bei Gericht im Sinne der vorgesezten Verwaltungsstelle handhabten, wurde durch diese Manipulation (eine Corruptionsmaschine mehr!) über die gesetzlichen Grenzen hinaus erhöht. Die Regierung widersezte sich der Erhöhung. Um ihrem Widerstand zu begegnen, wurde angeführt, der Amtmann Güll vermiethe während der Saison seine Wohnung an Kurgäste und erziele dadurch eine sehr hohe Jahresrente. Ja sogar das zu dem Amts- und Dienstlocal gehörige Gefängniß sei in Mitleidenschaft gezogen worden, und zwar in folgender Weise:

Für eine Herrschaft, an welche der Amtmann während der Badesaison das Amtshaus zum Theil vermiethet hatte, fehlte es an einem Domestikenzimmer. Man wußte Rath. Der Amtsdieners Groos stellte seine Dienstwohnung für die Dienerschaft der Kurfremden zur Verfügung, und der Amtmann Güll gab ihm die Erlaubniß, dafür in das zum Vollzug der Schuldhaft dienende Local einzuziehen. Später entstand noch Streit zwischen dem Amtsdieners und der Frau Amtmann, indem ersterer behauptete, letztere habe ihm eine Woche zu wenig vergütet.

Durch den Einzug des Amtsdieners in das Wechselgefängniß war die Schuldhaft factisch abgeschafft und somit für das Amt Schwalbach eine Aufgabe der Humanität erfüllt, welche der Kaiser Napoleon der Dritte, gegenüber der Penitenz des gesetzgebenden Körpers, vergeblich zu lösen versucht hat. Ein Müller von Schlangenbad z. B., gegen den die Schuldhaft erkannt war, konnte nicht eingekerkert werden, bevor jene Herrschaft das Bad Schwalbach und der Amtsdieners das Haftlocal verlassen hatte. In den Kuranlagen wurden zwei vagabundirende Bettler aufgegriffen, die dem Kurpublikum sehr lästig fielen. Sie wurden abgeführt. Allein ihre Verhaftung dauerte nicht lange. Sie erschienen lachend wieder und erzählten, man habe sie nicht im Gefängnisse leiden wollen,

weil solche Bagabunden durch ihr Singen und Lachen die Beschaulichkeit störten, deren die Kurfremden im Amtshaus bedürften.

Diese Umstände wurden bei Gelegenheit der Berathung des betreffenden Budgetpostens von einem meiner Collegen in der Kammer zur Sprache gebracht. Da aber letzterer in irgendeinem Nebepunkt einen unerheblichen Irrthum beging, so erließ der Amtmann Güll in dem officiellen Blatte eine Erklärung, jener sei ein „elender Lügner und Verleumder“. Diese Worte gehörten seit Berren zum officiellen nassauischen Kanzleistil. Ganz Schwalbach wußte, daß sich die Sache so verhielt, wie ich oben erzählt habe. Die Herren Grabert, Leonhard, Diefenbach und ich erklärten dies öffentlich dem Amtmann und andern zum Gehör. Allein es blieb dabei.

Ich wußte also, daß wenn der Amtmann mich jetzt zu sprechen wünschte, etwas dahinter stecke. Auch war der Gensdarmierewachtmeister in einiger Verlegenheit, die mir auffiel. Er hatte, wie ich später hörte, den Auftrag, mich sofort zu verhaften, wählte aber, da er mich in großer Gesellschaft traf, die andere Form. Ich nahm keinen Anstand mitzugehen, da mich mein Gewissen freisprach. Der Wachtmeister überlieferte mich dem Amtmann Güll, indem er etwas von „Arrestant“ und von „Kriegsgericht“ sprach. Ich bat um Mittheilung der Ursache meiner Verhaftung. Man sagte mir sie nicht. Ich protestirte, da in Nassau weder das Standrecht verkündigt, noch ein Kriegsgericht eingesetzt sei. Der Amtmann Güll erwiderte, das sei seine Sache und gehe mich nichts an. Endlich bat ich, mir wenigstens in Beisein des Amtmanns zu gestatten, Abschied von Frau und Kindern zu nehmen und ihnen noch einige Weisungen zu geben. „Das geht nicht!“ schrie der Amtmann und befahl mit barschem Tone, mich in das Gefängniß zu führen. Nachdem sich der Riegel der Zellentür hinter mir geschlossen, bemerkte ich erst, daß ich in jenem Schuldhaftlocal saß, welches durch die landständischen Verhandlungen eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Es war wohl eine neckische Laune des Zufalls. Denn der Amtmann war zu aufgereggt, als daß ich ihm in diesem Augenblick eine Absicht in der Wahl des Locals zugetraut hätte.

So saß ich eine halbe Stunde in dem Gefängniß, welches für Bagabunden zu gut war. Dann sollte es fortgehn, — „zum Kriegsgericht“, das gar nicht existirte. Man gewährte mir als Gnade, daß ich mir auf eigene Kosten einen geschlossenen Wagen nehmen durfte. Auch gab man mir, außer dem Gensdarmen, der die Rolle des Schutzengels übernahm, noch einen Reise- und Schicksalsgefährten, einen alten kranken Flickschuster aus dem Dorfe Kemel bei, der in gleicher Art, und zwar als „Espion“ oder „Preußenfreund“ verhaftet worden war. Nur genoß er vor mir den Vorzug, daß man ihn wenigstens mit dem Gegenstand der gegen ihn erhobenen Anklage bekannt gemacht hatte. Er war nämlich beschuldigt, in der Absicht, „das preußische Lager“ (sollte wohl heißen

eine preussische Feldwache oder Vorposten) zu sehen, auf einen Hügel gestiegen zu sein, und sich dort des Verdachts einer weiteren bösen Absicht verdächtig gemacht zu haben.

Ich selber habe, trotz der größten Mühehaltung, weder während meiner Haft, noch auch nach derselben — und heute schreiben wir doch schon den 23. August 1866 — die Ursache meiner Verhaftung, noch auch meine Denuncianten erfahren können. Nur so viel weiß ich, daß meine Abführung im klerikaln Lager zu Schwalbach große Satisfaction hervorrief. Ein im Jesuitencolleg erzogener Gastwirth suchte den Verdacht von sich abzulenken; ein Anderer verkündigte triumphirend, auf der Liste, also wohl einer von den Klerikalen gefertigten Proscriptionsliste, stünden noch so und so viel andere; ein dritter Schwarzer sagte grinzend: „Von den Abgeführten kommt kein Knochen wieder zurück!“ und was der freundlichen Wünsche mehr waren. — Vorher hatten die Klerikalen unter ihren Parteigenossen Speisen und Spirituosen für die nassauischen Truppen gesammelt. Die Rührigsten dieser Partei fuhren diese Gewaaren in das Lager. Sie conferirten mit dem Brigadegeneral und fraternisirten mit den Soldaten, welche sie gegen die Liberalen aufhetzten. Man hörte sie sagen: „Die Verräther sind verzeichnet, sie werden bald eingefangen.“ Hiernach ist es nicht schwer, den Zusammenhang der Dinge zu errathen. Es ist das System Berrens aus Friedenszeit in Kriegszeit übersezt.

Meine Angehörigen waren so consternirt, daß sie keinen Rath wußten. Glücklicherweise hatten meine Freunde und Landtagscollegen in Wiesbaden, die Herren Braun und Lang, von meiner Verhaftung Kenntniß erhalten und entfalteten sofort die energischste Thätigkeit zu meiner Wiederbefreiung. Ich erfuhr dies jedoch erst am 17. Juli. Borerst glaubte ich mich ohne allen Beistand.

Man fuhr mich und meinen frankn Reisegefährten nach Biebrich in die dort vor wenigen Jahren von dem Herzog Adolph auf Landeskosten mit dem größten Luxus erbaute Kaserne. Dieses Prachtgebäude hat nur einen Fehler. Es liegt nämlich völlig exponirt vor den Geschüzen der Festung Mainz und kann von da in wenig Stunden vollständig demolirt werden. Es kostet eine viertel Million Gulden (das ganze Land hat keine halbe Million Einwohner) und beherbergt ein einziges Bataillon Schüzen, die mit großem Luxus ausgestaffirte Leibgarde des Herzogs.

Um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir in Biebrich an und wurden in die Wachtstube der Kaserne geführt. Man schleppte uns durch einen Haufen württembergischer Soldaten, die uns zornige Blicke zuwarfen und uns „Bismark“ zuriefen, nicht nur mir, sondern auch dem Dorfschuster.

In der Wachtstube ließ mir ein nassauischer Hauptmann Namens Travers meine Uhr und mein Geld abnehmen. Dadurch wurden meine Zeitbestimmungen unsicher, und ich mußte volle vierundzwanzig Stunden Hunger und Durst leiden,

wie ich noch erzählen werde. Dann verkündigte uns der Hauptmann mit großem Pathos: auf höheren Befehl werde uns nur gewöhnliche Kost verabreicht werden, nämlich Morgens Wasser und Brod, Mittags Fleisch und Brei, Abends abermals Brei. Dem geschah denn auch so. Ob es Folge des noch grassirenden Salzmonopols war, weiß ich nicht, aber der Brei war nie gefalzen; das Wasser war alt und abgestanden, so daß ich es nicht genießen konnte, obwohl ich unfähig Hitze und Durst litt. Meine Uhr und mein Geld erhielt ich erst sehr lange Zeit nach meiner Befreiung wieder. Es bedurfte dazu wiederholter lebhafter Reclamationen meines Anwalts.

Man führte uns nach dem Kasernengefängniß. Es ist im oberen Stock grade über den Küchenräumen angebracht, was im Winter vielleicht nicht übel ist, aber bei dieser tropischen Hitze unausstehlich war. Die Zellen sind etwa 5—6 Fuß breit und 10 Fuß lang. In einer jeden ist außer einem etwa anderthalb Quadratschuh haltenden vergitterten Fensterchen, das über Mannshöhe hinauf oben angebracht und nur ein wenig zu öffnen ist, und der Thüre, keine sonstige Oeffnung. Von unten dringt durch den Küchenboden die Feuerhitze und der Kochgeruch und von oben dringt die Sonnenhitze in die Zellen, welche an Wärme und Verdorbenheit der Luft mit den Bleikammern von San Marco in Venedig wetteifern können.

Der Hauptmann Travers ging mit und befahl dem Unteroffizier Gecks, der als Gefangenwärter fungirte und sich als ein wohlmeinender Mann erwies, die Zelle Nummer 1 zu öffnen und den Insassen, der sich bereits darin vorfand, herauskommen zu lassen, damit ich hineingesteckt werde. Dies geschah. Im Begriff in die Zelle einzutreten, schlug mir eine glühende, qualmende, übelriechende Hitze der Art entgegen, daß mir der Athem verging, und ich erklärte, ich gehe da nicht hinein, das sei mein sicherer Tod. Der Hauptmann Travers ließ darauf den andern Bischoff, den armen kranken Schuster hineinstecken und für mich die Zelle Nummer 2 aufschließen, welche etwas weniger schlecht und auch unbesezt war. Warum man grade darauf erpicht war, mich in die schlechteste und bereits anderweitig besetzte Zelle zu setzen, während ein geräumigeres Gefängniß daneben freistand, weiß ich nicht. Vielleicht war es höherer Befehl. Jedenfalls mußte ich voraussehen, daß die Beschaffenheit der einzelnen Zellen für den Hauptmann kein Geheimniß war. Der Hauptmann sah während der zwei ersten Tage meiner Gefangenschaft einige Male nach mir. Einmal wollte er sogar mit mir politisiren, wozu ich aber durchaus nicht aufgelegt war. Er mahnte mich im Uebrigen zu Geduld und Resignation. „Ja,“ sagte ich, „wenn ich nur in aller Welt wüßte, warum ich verhaftet bin, und was man mit mir will!“ Der Hauptmann zuckte Anfangs schweigend die Schultern. Dann sagte er, er wisse es selbst nicht, es sei höherer Befehl, er könne mir nicht helfen, auch sei es strengstens verboten, daß irgend jemand mit mir spreche. Später

blieb der Hauptmann ganz aus. Ich sah nur noch den Gefangnenwärter Unteroffizier Gecks, der mir mein trauriges Loos nach Kräften zu erleichtern suchte, dabei aber stets in den größten Aengsten schwebte, seine, sich übrigens streng innerhalb der gesetzlichen Schranken bewegende Menschlichkeit könne entdeckt, und er zu Rechenschaft und Strafe gezogen werden. Es schien also Grausamkeit befohlen zu sein. Da der Hauptmann ausblieb, plagte ich den Unteroffizier, den Grund meiner Verhaftung zu erfahren. Er wußte natürlich auch nichts. Ich verlangte vor irgendeinen Richter gestellt oder vernommen zu werden. „Ich wills melden,“ sagte der Unteroffizier. Später berichtete er, von den „politischen Kriegsgefangenen“, deren, mich mitgerechnet, im Ganzen zehn Stück, sämtlich in Bad Schwalbach und Umgegend zur Zeit des Siegesrausches von Zorn aufgegriffen, in der Kaserne verhaftet waren, seien bereits drei durch den Auditeur verhört worden. Wie es komme, daß seine Bemühungen, auch meine Vernehmung zu bewerkstelligen, ohne Erfolg blieben, wisse er sich nicht zu erklären. Es war ein braver Mensch, mein Unteroffizier Gecks. Er verwünschte den Tag, wo er Gefangnenwärter geworden sei, er taugte nicht zu diesem Dienst, es stoße ihm das Herz ab, daß er die strengen Vorschriften vollstrecken müsse, aber er könne nicht darüber hinaus, denn Dienst sei Dienst, und Ordre sei Ordre. Und dabei traten ihm die Thränen in die Augen. Ich dankte ihm für sein Mitgefühl, sei auch der Dienst für ihn selber unangenehm, so wäre es doch um so schlimmer für die Gefangenen, wenn sie neben den harten Vorschriften auch noch einen harten Mann hätten, eine so warme Theilnahme wie die seinige sei tröstlich, wenn auch trotz alledem die höheren Befehle, von welchen ich vermuthete, daß sie aus dem Schloß von Bibrich kämen, mit militärischem Gehorsam vollstreckt werden müßten.

Später erfuhr ich, wie es mit meinen Mitgefangenen stand. Außer mir und dem kranken Dorffchuster war es zuerst ein amerikanischer Arzt Dabey, der als Kurgast in Schwalbach gelebt und sich um die deutsche Politik nie mehr gekümmert hat, als einem gebildeten Fremden selbstverständlich ist; — er war ebenfalls krank und hat im Gefängniß unsäglich gelitten, ist auch von den aufgehezten württembergischen Soldaten schwer insultirt worden; ferner waren da der Koch und der Oberkellner aus einem der ersten Hotels des Bades Schwalbach, zwei in Politik außerordentlich harmlose Menschen, welche indeß beide das Unglück hatten, in Preußen geboren zu sein und Verwandte dort zu besitzen, mit welchen sie correspondirten; ferner ein Schuster aus Schwalbach, ein Bäuerlein aus dem Dorfe Kemel und ein Tagelöhner aus dem Dorfe Holzhausen, — alle ohne die geringste Kenntniß der Ursachen, welche ihnen die Ehre einer politischen Verhaftung zugezogen hatte; endlich Kaufmann Mager aus Wehen, der sich als eifriger und geschickter Agitator während unsrer Wahlkämpfe her-

vorgethan und dadurch die Ungnade des Herrn Werren und des gestrengen Herrn Amtmanns im höchsten Grade zugezogen hatte.

Von diesen zehn Personen sind überhaupt nur drei, nämlich der Flickschuster, der Koch und der Oberkellner vernommen worden, und auch diese auf eine eigenthümliche Art. Der Auditeur fragte jeden einzelnen Delinquenten, ob er nicht wisse, weshalb er verhaftet sei und was er überhaupt verbrochen habe. Darauf antworteten die drei armen Teufel vollkommen wahrheitsgemäß und in völliger Uebereinstimmung, verbrochen hätten sie ihr Leben lang noch gar nichts, und warum sie verhaftet seien, darüber fehle ihnen selbst jegliche Nachricht, sie getrösteten sich aber, nachdem sie endlich einmal zum Verhör gekommen, der Hoffnung, der hochlöbliche Auditeur werde ihnen die Ursache ihrer Verhaftung eröffnen. Leider vermochte der Auditeur dieser Erwartung nicht zu entsprechen. Denn er wußte ebenso wenig, wie seine Delinquenten. Man hatte ihn angewiesen, die Leute, weil sie auf ein Verhör drangen, zu verhören. Vortacten oder sonstiges Material zu einem Verhör hatte man ihm aber nicht mitgetheilt. Der Auditeur ist überhaupt in Nassau kein Richter, sondern nur ein mit der nöthigen juristischen Technik ausgestatteter Hilfsarbeiter, welcher dem Commandanten beigegeben ist und dessen Befehle zu vollrecken hat, mögen sie mit dem gesunden Menschenverstand, mit den Landesgesetzen und mit der Rechtswissenschaft im Einklang stehen, oder nicht. Der Corpscommandant war jener General Roth, der seine Studien in Spanien gemacht hatte, und da die spanische Inquisition ebenfalls ihre Inquisiten über die Ursache ihrer Verhaftung im Unklaren ließ und fragend auf die Folter spannte, damit sie ihre eigenen Ankläger würden, so ist es möglich, daß diesmal ein Stück spanischer Kunst in unser nassauisches Kriegsrecht übergegangen war. Der Auditeur aber schien an der *Procedur à la Torquemada* durchaus keinen Geschmack zu haben. Denn nachdem er sie ohne Erfolg an dem Koch, dem Oberkellner und dem Flickschuster in Anwendung gebracht, ließ er uns anderen in Ruhe. Wir hörten nichts mehr, als, daß wir im Gefängniß seien, und daß wir, so wie es geschah, behandelt würden, beruhe auf „höherem Befehl“. Wir konnten uns denken, woher der höhere Befehl komme, und daß er auf niederen Motiven beruhe. Und mit Ausnahme des Dorffschusters, der unter Anklage stand, auf einen Hügel gestiegen zu sein, hat auch keiner von uns jemals den Grund seiner Verhaftung erfahren.

Nach dem Grundsatz „*solamen miseris socios habuisse malorum*“ — wie ich mir in der Einsamkeit des Kasernengefängnisses ausgedenkt, sollte es nicht *solamen miseris* heißen, sondern *solamen misorum*, denn es ist ein erbärmlicher Trost — könnte es meinen Leidensgefährten und mir zum Troste gereichen, daß es in der Bundesfestung Mainz, wie ich nachträglich erfahren, mit dem Spionwesen grade so gehalten wurde. Kein Mensch, der nicht bayrische oder alemannische oder pfälzische Mundart führte, war sicher. Wer das ft

nicht stets und überall aussprach wie ich, wurde unzweifelhaft gefangen und eingesteckt. Einzelne Männer von ausgeprägt norddeutschem Typus durften sich nicht aus dem Hause wagen. Eines Tages wurde der Komiker des mainzer Stadttheaters, als er vor dem Thore seine Rolle einstudirte und dabei die Arme etwas höher streckte, als es die von Cicero, dem Redner, vorgeschriebene Schönheitslinie erlaubt, verhaftet unter der Anklage, mittelst Armbewegungen dem Feinde auf optischem Wege zutelegraphirt zu haben. Der vielbekannte und allgemein beliebte Künstler wurde unter starker militärischer Escorte durch die Stadt geführt, zum Entzücken der Schuljugend. Beiläufig bemerkt, inspicierte letztere auch das von der Bundesmilitärbehörde in Mainz massenhaft aufgehäuften Schlachtvieh. Sie nennt es „die Bundesochsen“.

Doch kehren wir zurück von dem geräuschvollen Mainz zu meinem engen heißen stillen Kämmerlein in Bibrich. Ich wünschte recht viele, und namentlich zur regierenden Classe gehörige Personen, würden einmal auf kurze Zeit so eingesteckt und behandelt wie ich. Ich wünschte dies nicht aus Grausamkeit gegen die einen, sondern aus Humanität gegen die anderen. Es würde gewiß der Humanität großen Vorschub leisten, wenn jene wüßten, wie es einem Gefangenen zu Muth ist, den man zwischen enge kahle vier Wände sperrt, dem man die körperliche Nahrung theilweise und die geistige ganz entzieht, der verdorbene Luft athmet und warmes abgestandenes Wasser trinkt, der nicht lesen und nicht schreiben darf und der nichts hat als die Qual der Gedanken, die ihn beunruhigen und niederdrücken. Man spreche mir nicht von dem tröstenden Gefühl der Unschuld. Ich hatte es gewiß so gut wie einer. Allein es ward aufgewogen durch das Bewußtsein, daß in solchen Zuständen das Recht und die Unschuld so viel gilt, wie ein alter Kalender. War ich denn nicht unschuldig? Und doch war ich gefangen, mißhandelt, meinen gesetzlichen Richtern entzogen, und konnte nicht einmal zu einem Verhöre gelangen! Und dann die Qual, noch nicht einmal den Gegenstand seiner Anklage zu kennen! Man zündet die Laterne des Gedächtnisses an und leuchtet in allen Winkeln des Hirnkastens herum, ob man nicht irgendwo etwas finde, das aussehe, wie etwas Strafbares, wie Verrath, Spionage u. s. w. Man findet nichts. Allein die Einsamkeit facht stets von neuem die Angst und die Unruhe an. Man beginnt den schmerzhaften Untersuchungs- und Rundgang immer wieder von neuem. Man legt ihn zum vierten und fünften Mal zurück. Man findet aber- und abermals nichts. Aber wenn nichts zu finden ist — fragt man sich —, warum sitze ich denn hier? Nun kommt man auf das Capitel der Denuncianten und der Feinde. — Duzende widerwärtiger Fragen steigen in der Zelle um mich auf. Da steht ein dicker Amtmann und schüttelt sich vor Lachen, daß ihm die Perücke und das Spitzbäuchlein wackeln. Er deutet auf eine Zelle mit der Aufschrift „Wechselgefängniß“. Er nickt mir grinzend zu: „Warte, ich lehre dich schweigen

über Staatsgeheimnisse, du schwaghafter Landstand!" Dort in der schmutzigen Ecke taucht aus der Dämmerung ein confiscirtes Gesicht, mit rothen Haaren umrahmt, auf und ruft zähnefletschend: „Kein Knochen von dir kommt wieder nach Schwalbach zurück!" Und da drüben lächelt ein glattes Gesicht: „Ich bin von den Jesuiten erzogen und weiß, wie man im Stillen seinen Faden spinnt." Endlich aber kommt ein rother spanischer Karlistenbandenführer, schwingt seinen Säbel über meinem Haupt und schreit:

„Muerto el perro,
Muerta la rabia!"

was auf Deutsch heißen soll: „Todte Hunde beißen nicht mehr!" Dazwischen aber irren die schattenhaften schwankenden Gestalten von Frau und Kindern. Sie ringen trostlos die Hände und rufen: „Vater, giebt es denn keine Gerechtigkeit auf Erden mehr, keine?" Und das Echo lallt dumpf und trostlos zurück: „Keine!"

Auf diesen Paroxysmus folgt dann wieder die stille selbstquälerische Grübelelei. Man spielt den Ankläger und den Angeklagten in einer Person. Denn der isolirte Mensch hat ein krankhaftes Bedürfnis, sich in sich selbst zu differenziren und durch sich selbst zu multipliciren. Man denkt sich alle Möglichkeiten falscher Anklagen und falscher Ankläger. Und deren Zahl ist Legion! Und dann stellt man sich wieder alle möglichen und denkbaren Vertheidigungssysteme zusammen, welche man etwa jenen als möglich gedachten falschen Anklagen, falschen Denunzianten und falschen Zeugen entgegenstellen könnte. Immer und ewig wirbeln diese Gedanken durchs Gehirn. Man kann sich trotz aller Mühehaltung nicht von ihnen losmachen. Alle drehen sie sich wie eine Windöbraut stets um den einen kranken Mittelpunkt, — um den Verlust der Freiheit und dessen Anlaß. Oh, dieses endlose, düstere Meer von ewig fliehenden und ewig wiederkehrenden weißgrünenden Welten marternder Gedanken, überschattet von einer grauen, bleiernen, schweren Wolkensäule der Trost- und Hoffnungslosigkeit, — wer kann das ausdenken, wer kann es schildern — — —

Es gehört ein hoher Grad geistiger und moralischer Stärke oder ein ebenso hoher Grad des Gegentheils, der Verkommenheit, des Stumpfsinns, der Gedankenlosigkeit dazu, um in einem solchen Zustande nicht dicht an die Grenzen des Wahnsinns gedrängt zu werden. Möchten doch alle Personen, welche in gewohnheitsmäßiger mechanischer Gleichgiltigkeit endlose Untersuchungshaft über Angeklagte, die oft schließlich unschuldig befunden werden, verhängen, bedenken, wie grausam das ist, und daß die moderne Haft bei vielen Menschen, und grade bei den besten, an Härte die alte Tortur mit ihren Folterinstrumenten übertrifft.

Wenn man wenigstens durch Gestattung der Lectüre dem Gefangenen Gelegenheit gäbe, seine Gedanken, welche sonst selbstmörderisch das Innere zer-

fleischen, auf einen äußeren Gegenstand zu fixiren. Schadet denn das der Gefängnißordnung etwas, wenn der Mann statt zu brüten und zu wüthen, liest und denkt? Warum zwingt man denn bei uns die Kinder, lesen zu lernen, wenn man es später Männern verbietet. Und könnte nicht durch eine zweckmäßige Auswahl und Leitung der Gefangenenlectüre unendlich viel genügt werden?

Endlich klagte ich meinem ehrlichen Gefangenwärter die Schmerzen meiner Einsamkeit. Er versprach nach Kräften zu helfen. Er brachte mir das Heft einer von D. W. Horn herausgegebenen Zeitschrift „Die Waje“, welche für die Unteroffiziere gehalten wurde, wahrscheinlich weil sie in einem recht süßlich frömmelnden und hyperloyalen Stile gehalten ist. Man kann sich kaum denken, mit welchem Heißhunger ich diese Kost verschlang, die ich sonst verschmäht haben würde.

Der Gefängnißaufseher stand übrigens unendliche Angst aus ob seiner Humanität. Er bat mich, das Heft sorgfältig zu verstecken. Das that ich auch. Ich verbarg es unter dem Kopfbret der hölzernen Pritsche, auf welcher ich zu liegen verurtheilt war. Da man mich schließlich aus meiner Zelle plötzlich abführte, so hatte ich keine Gelegenheit, das Heft meinem Wohlthäter wiederzugeben. Entweder steckt es noch unter dem Pritschenbrette oder es ist mit allem Anderen in die Hände der Preußen gefallen, welche am 18. Juli, nachdem der Herzog von Nassau schon am 15. geflohen war, von der Kaserne Besitz ergriffen, ohne auf den geringsten Widerstand der Bundestagsstruppen zu stoßen.

Ich erwähnte soeben die Pritsche. Dies erinnert mich an die Verpflichtung, das Mobiliar meiner Zelle zu schildern. Es bestand aus zwei Stück, nämlich erstens aus der Pritsche und zweitens aus einem Topf mit einem Deckel. Sonst war alles wüst und leer, abgesehen von dem Schmutz und Staub, der alles bedeckte und sich in den vier Ecken zu ansehnlichen Häuflein angesammelt hatte. Die Wasserflasche sollte nur einmal täglich gefüllt werden. Allein mein Gefangenwärterunteroffizier that es aus freien Stücken öfter. Die genannte Flasche diente zugleich als Waschküffel. Ich mußte mir beim Waschen den modus vivendi der Affen und der Katzen zum Muster nehmen und mich dann mit meinem eigenen Taschentuch abtrocknen. Ein Handtuch gab es nicht. Dagegen waren die Offiziergemächer in der Kaserne, wie man mir erzählte, mit der größten Raumverschwendung und dem äußersten Grade von Comfort und Luxus eingerichtet. Betrachtete man doch in gewissen Kreisen die Offiziere nur als Mitverschworene gegen das eigene Land, die man durch Zuckerbrod, viel Geld und schöne Kleider an sich fesseln müsse!

Doch zurück zur Pritsche und zum Topf. Erstere war eine mannslange schiefe Ebene aus hartem Holz, worauf ich, in Ermangelung von was Anderem, sitzen und liegen mußte. Da ich grade kein Jüngling mehr bin und keinen

Ueberfluß an Fleisch besitze, so kann man sich denken, daß ich mich auf diesem harten Gestelle halb wund lag und um so schlechter schlief, als die Nachtruhe noch durch einen zweiten sehr erschwerenden Umstand sehr wesentlich beeinträchtigt war. Die Wahrheitsliebe verpflichtet mich, ihn zu schildern. Wem die Sache etwas bedenklich vorkommt, der mag jetzt und überhaupt so lange von dieser Pritsche und diesem Pott die Rede ist, die Augen zuhalten.

In dem Schmutze des Fußbodens und der Wände „schwarz wimmelten da in grausem Gemisch“ allerlei dem menschlichen Blut feindselige Gewalten; und wenn Altvater Goethe während seiner italienischen Reise, in einem Rückfalle in den burschikosen Uebermuth von Leipzig und Straßburg, singt:

„Die Flöhe und die Wanzen
Gehören mit zum Ganzen,“

so erlaube ich mir hterin entgegengesetzter Meinung zu sein, und würde sogar hoffen, die alte Excellenz zu meiner Ansicht zu bekehren, wenn ich dieselbe veranlassen könnte, einige Nächte in der prachtvollen Jägerkaserne zu Vibrich Zelle No. 2 zuzubringen. Ich kann dieses Geprickel und Gezwickel, dieses Streben und Leben nicht beschreiben. Es war so arg, daß ich oft Nachts aufsprang und in der dunkeln Zelle — von Licht oder Feuerzeug war natürlich keine Rede — vor Schmerz, Wuth und Verzweiflung herumstolperte. Endlich am dritten Abend erhielt ich, nachdem ich mir bis dahin auf der blanken Pritsche die alten Glieder lahm und krumm gelegen, auf vieles Bitten einen Strohsack. Er war sehr, sehr schmutzig, — und noch vor wenigen Tagen würde ich mich um keinen Preis darauf gelegt haben. Jetzt aber half ich mir, wie Sancho Pansa seligen Andenkens mit einigen Sprichwörtern, wie „Noth bricht Eisen“ — „Noth kennt kein Gebot“ — und „Man muß Gott für alles danken“, und legte mich, als es begann zu dunkeln, still und gefaßt, auf das schmutzige Ungeheuer. Wie wohl that das schwellende Stroh den von dem harten Gegendrucke der Pritsche geräderten Gliedern. Ich hatte wieder einen leisen Anklang an das Gefühl häuslicher Behäbigkeit. Aber ich mußte schwer dafür büßen. Als ich eben in süßer Erinnerung an Virgils schönen Vers:

„Tempus erat, quo prima quies mortalibus aegris
Incipit, — —“

beginnen wollte, den Schlaf des Gerechten zu schlafen, da brachen sie los aus dem Strohsack — die höllischen Heerschaaren. In diesem strohernen Ruhebett war eine ganze stehende Reichsarmee verborgen, zusammengesetzt aus allen möglichen Contingenten, eins ausgehungert, eins blutdürstiger, als das andere. Ich sprang auf, schleuderte das Folterinstrument Strohsack in die äußerste Ecke des Zimmers und legte mich wieder auf die harte, blankte Pritsche, obgleich mir jeder Knochen im Leibe wehe that.

Meine Haut war förmlich entzündet und brannte, wie im heftigsten Fieber.

So viel von der Pritsche, nun vom Pott, der mit einem Deckel versehen war und zu Berrichtungen diente, die man sonst nicht im Zimmer vornimmt. Der Hauptmann befahl mir, diesen Pott eigenbändig dreimal an jedem Tag an einen dritten Ort zu tragen, dort auszuleeren und ihn mittelst eines Stroh-wisches gründlich zu reinigen. Mein guter Unteroffizier und Gefangenwärter hat mir diese schauerhaften Gänge erspart, sogar ohne daß ich ihn darum ansprach. Die übrigen „politischen Kriegsgefangenen“ aber haben sie, wenigstens zum Theil, selber verrichten müssen.

Ich litt schweren Mangel an frischer Luft und Bewegung. Das Fenster der Zelle konnte man wegen des dahinter genagelten Eisenstabs nur einen halben Zoll weit aufklemmen. Ein Spaziergang im Kasernenhofe, von wo doch jede Flucht unmöglich war, wurde nicht gestattet. Nur zuweilen, wenn er glaubte, es unentdeckt und unbestraft thun zu können, öffnete mir der Gefangenwärter die Thüre der Zelle. Das war die einzige Art, wie ich Luft schöpfen konnte.

In der vierten Nacht — es war die vom 16. auf den 17. Juli — weckte mich mein Gefangenwärter in aller Frühe mit der Schreckensbotschaft, um halb vier Uhr Morgens würden wir, ich und die übrigen „politischen Kriegsgefangenen“, in die Festung Mainz abgeführt. Mein erster Gedanke war an den Herzog von Modena, welcher 1859 seine politischen Gefangenen in zwei Menageriewagen packte und mit auf die Flucht nach Oestreich nahm. Mein Landtagscollege B. hatte die Unglücklichen noch 1861 auf der Festung Ruffstein in Tirol in Eisen geschmiedet schanzten sehn und mir von ihnen erzählt.

Im Laufe des Tages hörte ich auch, daß der Herzog, mit Hinterlassung einer Proclamation, entflohen sei. In der Proclamation sagte er, er „sei genöthigt, auf kurze Zeit das Land zu verlassen, um nicht nach einem in der Geschichte der Civilisation einzig dastehenden Beispiel der letzten Wochen in Kriegsgefangenschaft zu gerathen“ (wie der Kurfürst von Hessen). „Ach,“ dachte ich, „wenn du eine so leichte Kriegsgefangenschaft so sehr fürchtest, warum lässest du mich in einer so schweren schmachten? Bin ich doch auch ein Mensch gleich dir, und ich wenigstens habe diesen Bruderkrieg nicht heraufbeschworen und an dem Feuer nicht schüren helfen, aus dem er entbrannt ist!“

Vor vier Uhr Morgens wurden wir (nämlich ich und die anderen neun Gefangenen, darunter der amerikanische Arzt Dr. Davoy in einem Krankheitszustande, der Schlimmes besorgen ließ) auf ein kleines Dampfschiff gebracht, das im Hafen von Bibrich vor Anker lag. Es war das nämliche Boot, das als Traject der rechts- und linksrheinischen Bahn zwischen dem preußischen Bingenbrück und dem nassauischen Rüdelsheim gedient hatte. Obgleich Eigenthum der linksrheinischen preußischen Gesellschaft, nahm es Nassau weg. Darauf holten die Preußen den nassauischen Domanialwein in Rüdelsheim. Hierdurch erbittert

schrieb der Herzog von Nassau den bekannten, etwas merkwürdig stilisirten Brief an den Fürsten zu Hohenzollern und erhielt darauf eine Antwort, in welcher man zwischen den Zeilen die rechtzeitig in Vollzug gelangte Ankündigung lesen kann: „Das Haus Nassau hat aufgehört zu regieren.“

Man führte uns in die Kajüte dieses verhängnißvollen Dampfsbootes, mit welchem der Krieg zwischen Nassau und Preußen begonnen. Dort wurden wir von einem Unteroffizier und vier Soldaten bewacht. Wir durften nicht mit einander sprechen. An der Kajüthür standen zwei und auf der Treppe abermals zwei Mann Soldaten. Man schien uns, obgleich man offenbar selbst nicht wußte, warum, immer noch auf höheren Befehl für sehr gefährliche Menschen zu halten. Allein unser Schicksal mußte noch nicht entschieden sein. Es gingen Offiziere ab und zu. Man sprach von dem Auditeur. Man schien Nachrichten von Wiesbaden zu erwarten, ob man gehen oder bleiben solle. Unsere Hoffnung wuchs. Aber auch unser Hunger. Wir lagen von Morgens halb vier bis Nachmittags um drei Uhr in Vibrich vor Anker. Am Abend vorher hatten wir das letzte Mal unseren Brei erhalten. Wir mußten also beinahe vierundzwanzig Stunden Hunger und Durst leiden. Kaum reichte man auf inständiges Bitten den Halbverschmachteten ein wenig Wasser. Endlich schien doch einem nassauischen Hauptmann die Idee aufzudämmern, daß wir nicht von der Luft leben könnten. Er rief uns zu: „Wenn Sie etwa Appetit haben, dann können Sie sich etwas vom Lande holen lassen.“ Ich erwiderte ihm: Wir haben aber kein Geld, man hat es uns in der Kaserne abgenommen. Darauf er: „Ja, das ist eine schlimme Geschichte, dann kann ich nicht helfen.“ Mir mein Geld, das ja doch in der Kaserne liegen mußte, und das für uns alle hingereicht hätte, dort zu holen, fiel niemandem ein. Ich schreibe dies jedoch nicht einer Böswilligkeit zu, sondern jener Aufregung und Auflösung, jener Kopflosgigkeit und Verwirrung, welche fast bei allen Abtheilungen der Bundestagsarmee an der Tagesordnung war. Indes mag die Ursache sein, welche da wolle, wir hungerten. Zuerst nahm man uns das Geld ab, und dann ließ man uns hungern, weil wir kein Geld hatten. Zuerst machen uns die Götter schuldig und dann strafen sie uns.

Mitten während dieser Tortur zupfte mich ein Soldat heimlich am Rock und deutete nach dem Ufer. Seinem Fingerzeig folgend sah ich am Strand des Rheins meine Frau mit verzweifelten hastigen Schritten hin und hergehen. Ich glaubte in ihren Mienen lesen zu können, daß ihrer und meiner Freunde Anstrengungen alle umsonst waren. Ich näherte mich der Schiffsluke, um ihr ein letztes Lebewohl zuzurufen. Da faßte mich ein anderer Soldat von der Wache, riß mich zurück und schrie: „Nach höchstem Befehl darf das durchaus nicht sein, — wir haben die strengsten Ordres, — Sie bringen mich in die größte Verlegenheit.“ „Das will ich nicht,“ sagte ich ihm, „lieber verzichte ich.“

Die Soldaten schlugen die Augen nieder. Es schien mir, sie schämten sich und hatten mehr Gefühl und Sinn für Gerechtigkeit als diejenigen, von welchen die „Ordres“ ausgingen.

Kurz danach setzten sich die Schaufelräder in Bewegung. Das Boot dampfte rheinaufwärts nach Mainz. Jetzt war jede Hoffnung zu Ende. Mainzer Kasematten, Ketten in Ruffstein, wohl gar eine Kugel vor den Kopf, — das waren die Ausichten. Wie Gott will, dachte ich. Nur die Erinnerung an Frau und Kinder stimmte mich zur Behmuth.

Das Dampfboot legte in Mainz an einer Landungsbrücke an, auf welcher bayerische Offiziere standen. Mainz war von Bayern, das gegenüber liegende rechtsrheinische Castel von Kurhessen und dem nassauischen Depot besetzt. Die nassauischen Soldaten auf unserem Schiffe sollten zu dem letztern stoßen. Man parlamentirte mit den bayerischen Offizieren auf der Landungsbrücke. Wir schlossen aus deren Geberden, daß sie uns zehrende Unterpfänder nicht haben wollten. Richtig! Glück auf, das Schiff stach wieder in den Rhein, ohne uns an das Land gesetzt zu haben. Aber — leider wandte es sich statt rheinabwärts nach Bibrich, nach dem gegenüber liegenden Brückenkopf Castel, der zur Bundesfestung gehört. Hier legten wir an. Ein Theil der Bemannung des Schiffes begab sich ans Land. Wir blieben an Bord. Ich sah einmal zur Luke hinaus. Da standen drei lazzaronenhaft aussehende Rheinschnacken (Lastträger), warfen mir wüthende Blicke zu, fletschten die Zähne, krallten die Hände nach mir und machten Gesten, als wenn sie jemanden in das Wasser würfen. Das Schimpfwort „Spion!“ erläuterte mir ihre liebenswürdigen Absichten.

Wir lagen nur zehn Minuten in Castel vor Anker. Dann stieß das Schiff vom Lande, drehte sich und fuhr — zurück nach Bibrich. Sprechen durften wir arme „politische Kriegsgefangene“ höchster Ordre zufolge nicht. Aber wir drückten einander mit freudestrahlenden leuchtenden Augen die Hände, — wir hatten das Gefühl: Wir sind gerettet. So schön ist mir der mächtige grüne Rhein, das frohmüthige und sonnenhafte Bibrich und der in der Ferne sich duftig emporhebende, in vollster Frische schwellende Bergwald noch nie vorgekommen. O, wie liebte ich mein schönes Heimathländchen. Aber ich gestehe es offen, ich konnte ein Gefühl der Bitterkeit gegen die, welche in diesem irdischen Paradies dem Menschenfange oblagen, selbst in dem Augenblicke der Rettung nicht ganz unterdrücken. Ich erinnerte mich selber daran, daß man seinen Feinden vergeben solle. Allein es gelang mir erst, als ich wieder zu Hause angekommen war. In dieser Stunde nicht. Denn mein Herz war zu voll.

In Bibrich wurden wir zum Bürgermeister gebracht. Man reichte dort uns Hungernden und Dürstenden einige Erfrischungen. Auch das wollten die

Soldaten nicht leiden. „Wir haben keine Ordres dazu“, sagten sie. Wir wurden in einen Omnibus gepackt und nach Wiesbaden in das Amtsgefängniß gefahren, um vor unserm gesetzlichen Richter gestellt zu werden, welchem man uns nicht hätte entziehen sollen. Kaum im Gefängniß angelangt, hatte ich dort das Vergnügen, meinen Landtagscollegen Dr. Braun zu begrüßen, der nicht nur mit geistigem Trost, sondern als praktischer Mann auch mit einem für uns alle hinreichenden dampfenden und schmackhaften Mittagessen und einigen Flaschen trefflichen Rheingauers erschien. Von ihm erfuhren wir, welche Anstrengungen er und unsere Freunde gemacht hatten, um uns zu befreien. Das Obergericht in Wiesbaden hatte dem Amtmann Güll in Schwalbach befohlen, uns wieder zur Stelle zu schaffen und vor unseren ordentlichen Richter zu stellen. Die Militärbehörden gaben aber unter Berufung auf „höhere Ordre“ den Civilrequisitionen keine Folge mehr. Man bestürmte nun das Ministerium. Allein der alte achtzigjährige Minister Prinz Wittgenstein, der, obgleich Cavaleriegeneral, wie gesagt, auch die Geschäfte des Justizdepartements führte, weigerte sich, den Befehl zu unserer Auslieferung an die Gerichte zu erlassen. Erst nachdem ihm der Regierungspräsident Winter, ein sehr conservativer, aber hochachtbarer und strengrechtlicher Mann, erklärt hatte, wenn er diesen Befehl nicht erlasse, wenn in Nassau das Gesetz nichts mehr gelte, dann werde er, Winter, sofort seinen Posten niederlegen, — erst da erging am 17. Juli Nachmittags der Befehl. Er kam in Bibrich zu spät. Erst in Castel erreichte er uns. Dies war der Grund, warum wir statt in die Kasematten der Festung zu wandern, zurückkehrten. Waren wir einmal in den Kasematten, so waren wir, da Mainz bald danach von den Preußen cernirt wurde, vorab gut verwahrt; und was weiter aus uns wurde, das konnte bei der gemüthlichen Anarchie, die bei der Bundestagsarmee herrschte, kein Sterblicher ahnen. Wer weiß, was unser Schicksal war, wenn nicht der Herzog am 16. Juli schon das Land hätte verlassen müssen. Wir wären dann vielleicht unfreiwillig noch weiter nach Süden gewandert, wie der bibricher Marstall und die rheingauer Weine.

Der Amtmann in Wiesbaden eröffnete uns, er finde in den Acten nicht den geringsten Grund zu unserer Verhaftung, bedauere aber, uns nicht sofort freigegeben, sondern nur nach Schwalbach schicken zu können, weil dort das Amt competent sei.

So fuhren wir denn Abends spät nach Bad Schwalbach. Die andern im Omnibus, ich und der kranke Dr. Davey in meinem Wagen, den meine Frau mitgebracht hatte. Der braven Frau, welche die größten Anstrengungen für mich gemacht hatte und von diesen und der schrecklichen Aufregung des Tages halb entseelt war, gestattete der Landjäger, welcher uns escortirte, nicht einmal, in meinem eigenen Wagen zu fahren. Er postirte mich und den Doctor Davey in die Kutsche und pflanzte sich selbst uns gegenüber auf. Meine Frau

aber verwies er, trotz der feuchtenden Nachtlust, auf den Kutscherbock. „Denn,“ sagte er in seinem Landjägerkanzleystil, „zu einem Arrestanten darf niemand Dritteres in den Wagen!“

Im Wagen fing dieser bewaffnete Schutzengel an auf den Landtag zu schimpfen, welcher die Mittel zum Krieg gegen Preußen verweigert hatte und deshalb am 6. Juli von dem Herzog aufgelöst worden war. „Diese frechen Landstände,“ schrie er, „haben sich zu viel erlaubt, sie wollten alles zu Grunde richten und stimmten gegen alle Vernunft!“ Da mich diese Stimme des bewaffneten Volks interessirte, bat ich ihn, mir ein Beispiel eines solchen unvernünftigen Beschlusses anzuführen, und er erwiderte: „Diese Landstände haben sogar die fünfhundert Gulden gestrichen, welche im Budget für Gratificationen an die Landjäger angefordert waren; sie haben sich damit als Feinde der öffentlichen Sicherheit dargestellt.“ Ich sagte ihm, diese Gratificationen seien notorischermaßen an solche gegeben worden, welche sich zur politischen Spionage, zur Beunruhigung der Gemüther, zur Störung des Friedens der bürgerlichen Gesellschaft, zur Entweihung der Familie, zum Klatschen und Hezen, zur Speichellecterei gegen den Commandanten und zur Leistung von Privatverrichtungen für denselben hergegeben und den eigentlichen und wahren Landes Sicherheitsdienst vernachlässigt hätten; deshalb hätten die Landstände Geld zu fernerm Mißbrauch verweigert, Gratificationen für solche Landjäger, die sich durch Bravour oder sonstwie im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung ausgezeichnet, würde die Ständeversammlung mit Vergnügen verwilligt haben. Damit schien sich der Landjäger zu beruhigen.

Nachts zwischen 11 und 12 Uhr kamen wir in Bad Schwalbach an. Wir wurden im Amtshof abgeladen; und da der gestrenge Herr Amtmann bereits schlief, so klopfen wir ihn heraus. Er war merkwürdigerweise sehr höflich, blätterte ein wenig in den Acten herum, die ihm der Landjäger überreichte, erklärte darauf, er finde nicht den geringsten Grund, uns gefangen zu halten, und setzte uns in Freiheit.

Das Räthsel, warum wir verhaftet worden seien, wurde mir immer unlösbarer. Ich habe nie einen Haftbefehl, nie einen Freilassungsbefehl, nie ein Urtheil oder was dem gleicht, zu sehen bekommen. Als ich nach meinen Anklägern und Denuncianten fragte, hieß es: „Das sei Dienstgeheimniß.“

Ich legte mich mit großem Wohlbehagen in mein eigenes Bett und sprach mit Wallenstein:

„Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieser letzten Tage Last war groß.“

Am andern Tag marschirten die Preußen in Bad Schwalbach und Wiesbaden ein. Der Amtmann Güll wurde vom Dienste suspendirt und in Unter-

suchung gezogen. Letztere schwebt noch. Die Namen meiner Denuncianten habe ich immer noch nicht erfahren.“ So erzählte Herr Kling.

Dies waren die letzten Zuckungen des östreichischen Vasallenthums in Nassau. Transeant cum ceteris!

Der Krieg und der deutsche Buchhandel.

Unser moderner Buchhandel hatte bis Ende Juni dieses Jahres noch keinen Krieg erlebt. Zwar fand ihn das Jahr 1848 ziemlich in seiner heutigen Gestalt, aber die Stürme, die damals über die Länder brausten, entbehrten doch, so tief sie auch in die Geschäfte eingriffen, der Schrecken und Gefahren, die der Krieg mit sich bringt. Vor einundfünfzig Jahren aber, als die Kanonen in Deutschland das Ende eines großen Krieges verkündeten, da lag unser deutscher Buchhandel noch in der Wiege. Damals reiste, um ihn kennen zu lernen, Friedrich Berthes durch Deutschland. Könnten wir zwei Karten vergleichen, auf denen die Buchhandlungen aus der Zeit der Freiheitskriege und die Firmen von heute angegeben wären, so würde sich zeigen, welche kleine Anzahl von Städten Buchhandlungen besaßen und wie wenig solcher Geschäfte selbst in größeren Orten anzutreffen waren. Wir wissen aus Berthes, daß z. B. in Barmen, Duisburg, Lemgo, Detmold, Paderborn und Hamm Buchhandlungen sich nur mit großer Mühe zu halten vermochten. In Osnabrück war die einzige Handlung eingegangen. Die hahnsche Buchhandlung in Hannover versorgte die Bücherkäufer durch Ostfriesland bis nach Holland hinüber, durch Westfalen bis zum Rhein, südlich bis Kassel, nördlich bis Bremen. In Düsseldorf sah es elend aus; hierher lieferte Frankfurt oder Baedeker in Essen Bücher. In Koblenz trieb ein wackerer Buchbinder nebenher den Bücherverkauf.

Noch war damals, bei den mangelhaften Verkehrswegen, bei der Höhe der Fracht und der wundervollen Mannigfaltigkeit unsrer deutschen Vaterländer, die alle nach Kräften Chausseegeld erhoben, der buchhändlerische Verkehr verhältnißmäßig gering. Zweimal im Jahr, mit der Regelmäßigkeit der Tag- und Nachtgleiche, öffneten sich die Schleusen buchhändlerischer Thätigkeit und ergossen ihre Verlagswerke über die wissensdurstige Menge. Der Verkehr zwischen den Buchhändlern war in der Regel noch Tauschverkehr; wenig ward in klingender